

Alte Schule – ganz modern

Von Katharina Bochsler, Wissenschaftsredaktorin DRS 2

Den meisten Schülern fehlt es an Geduld. Sie können nicht mehr still sitzen, hören nichts zu Ende, sie schwänzen und sind minimalistisch, sie kommen dauernd zu spät und wenn sie sich einmal auf die Bänke gequetscht haben, sind sie zwar körperlich anwesend, im Geist aber längst wieder woanders. Noch schlimmer ihr Freizeitverhalten: Da machen sie Passanten an, zeigen null Respekt, sind eitle Gecken und Konsum-Junkies, schlagen sich die Nächte um die Ohren, haben zügellosen Sex, lärmern, prügeln, machen Schulden, konsumieren Drogen und tragen Waffen, die sie durchaus auch benutzen.

Ja, es steht wirklich schlimm um diese Jungen – genauer um jene, die sich im Mittelalter an einer der europäischen Universitäten eingeschrieben hatten. Europas Studenten hatten einen schlechten Ruf. Die Klagen über den Niedergang von Anstand und Fleiss waren laut und kamen von überall her. Kardinalbischof Jacques de Vitry (1170-1240) geisselte die Universität Paris als Treffpunkt lasterhafter Seelen aus aller Welt; Sebastian Brant, Professor an der Universität Basel, verspottete die Studenten als gescheiterte Existenzen und liess sie in seiner Satire «Das Narrenschiff» (1494) flussabwärts Richtung Narragonien fahren.

Dabei haben jene, die die Universitäten beleben, die Lehrenden und die Lernenden über die Jahrhunderte Unglaubliches geschafft und geschaffen. Denn die Universität als Gemeinschaft von Dozierenden und Studierenden, als Ort der Forschung und Vermittlung, als Quelle politischer Entwicklungen und sozialer Umbrüche hat allen Widrigkeiten der Zeitläufte getrotzt. Als Schöpfung des europäischen Mittelalters hat sie ihre grundlegenden Strukturen bis heute erhalten. Das Konzept dieses mittelalterlichen *think tanks* hat sich bewährt und längst schon über den Erdball verbreitet.

Trotzdem – damals wie heute steht die Öffentlichkeit den Universitäten und jenen, die an ihnen lehren, forschen und lernen stets ambivalent gegenüber. Man begegnet und begegnet diesem Hort der Schlaunen mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Misstrauen. Das kommt nicht von ungefähr: Über Jahrhunderte waren Hochschulen geschlossene Gesellschaften mit eigenen Verhaltensregeln, Insignien, Titeln und Festen. Was in Studierzimmern gedacht und geschrieben, in Bibliotheken gesammelt und archivierte und in Laboratorien erforscht und entwickelt wurde, war nur Wenigen zugänglich. Klar, dass ob so viel Exklusivität die Topoi des unerwünschten Fremden, des parasitären Müssiggangs und der akademischen Dünkelhaftigkeit in regelmässigen Abständen hervorgeholt werden. Jüngste Anwürfe von rechtsbürgerlicher Seite in der Schweiz sind in diesem Sinn äusserst unoriginell und wenn Politpol-

terer in der Anstellung ausländischer Dozenten eine unfaire Konkurrenz für Schweizer Akademiker vermuten, ist dies schlicht auch unangebracht. Denn Mobilität war schon immer. Seit jeher, seit der Gründung der ersten Universität, jener von Bologna Ende des 11. Jahrhunderts ist der Ausländeranteil unter den Lehrenden und Lernenden an den europäischen Hochschulen ein Gradmesser für deren Vitalität und Qualität – nach dem Prinzip, je internationaler, desto besser.

Niemand kann sich ernsthaft jene Zeiten zurückwünschen, als an den europäischen Universitäten des 17. Jahrhunderts Vetternwirtschaft um sich griff, als Professorenstellen innerhalb der Familie weitergegeben wurden und z.B. an der Universität Basel im Jahr 1666 – mit einer Ausnahme – alle Professoren miteinander verwandt waren. Damals war es eine streng orthodoxe Stadtregierung, die die Universität kleinlich bevormundete, deren Freiheiten massiv beschnitt und damit den vormals hervorragenden Ruf und die überregionale Bedeutung der ältesten Schweizer Universität als eine der wichtigsten humanistischen Lehrstätten Europas ruinierte. Das Renommee war weg, die Studentenzahlen auf wenige Dutzend zusammengesackt. Es ging lange, bis die Basler Hochschule wieder an die Glanzzeiten ihrer Anfänge anknüpfen konnte. Heute spielt die verhältnismässig kleine Universität wieder in den vorderen Rängen der weltweiten Rankings mit.

Obwohl sich die Spezialität der Universität von den Geisteswissenschaften zu den Naturwissenschaften und Life Sciences verlagert hat, wird sie noch immer mit ihren humanistischen Ursprüngen in Verbindung gebracht. Die guten wie die schlechten Zeiten werden dieses Jahr zum Thema gemacht. Denn die Universität Basel feiert ihr 550-jähriges Bestehen. Mit 227 Studenten – Frauen wurden erst 1890 zugelassen – beendete die Universität Basel 1460 ihr erstes Jahr. Es war eine Zeit des Aufbruchs – Europa weit. Im Rückgriff auf die Antike wurde die Zukunft geplant. Kriege, Finanzkrisen, Hungersnöte und Pestwellen hatten eine tiefe psychische Verunsicherung hinterlassen. Neue alte Werte wie Würde und Menschlichkeit waren Ausdruck für die Sehnsucht nach Sicherheit.

Berühmte Persönlichkeiten trieben diesen Wertewandel mit ihrem kritischen Geist voran und drängten auf eine wissenschaftliche Revolution. So etwa der Mediziner Paracelsus, der bei der Übernahme seines Lehrstuhls in Basel als erstes öffentlich alte medizinische Schriften verbrannte, die Vernachlässigung der Forschung beklagte und das Nachbeten antiker Buchweisheit. Innovative Forschung und selbständiges Denken sind denn auch bis heute grundlegende Werte jeder guten Universität.

Die Geschichte der europäischen Universitäten ist eine spannende. Jene der Universität Basel ganz besonders. Das 550-Jahr-Jubiläum ist deshalb Anlass für DRS 2 den Hörpunkt vom 2. Juni aus der Universität Basel zu senden. Wir fragen wie wars damals, wie ists heute – und sie werden merken: Selbständige Denker waren schon immer modern.